

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 64 (1984)
Heft: 1

Artikel: Orwell im Widerspruch : der missbrauchte Satiriker
Autor: Bondy, François
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-164123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

François Bondy

Orwell im Widerspruch

Der missbrauchte Satiriker

George Orwell ist vor einem Dritteljahrhundert gestorben. Er wäre heute mit 81 Jahren jünger als Nathalie Sarraute, als Jorge Luis Borges, unser Zeitgenosse also, und hätte zu den neuen Schlagworten «Orwell» und «1984» Sarkastisches zu sagen. Wir dürfen es nicht an seiner Stelle tun, aber immerhin daran erinnern, dass ihm Beweglichkeit, Überdenken neuer Perspektiven selbstverständlich war.

Provozierend hat Orwell einmal in Adolf Hitler Jesuszüge gesehen, den Wortführer Erniedrigter und Beleidigter, und in der englischen Klassengesellschaft nichts, was eine Verteidigung rechtfertigte. Dennoch gelangte er dann zu klarster Einsicht in das Wesen des Faschismus und zu unbedingter Anerkennung einer unvollkommenen, verteidigungswerten Demokratie. Wir sollten Orwell nicht immer als den Warner mit anklagendem Zeigefinger sehen, der in der Fabel («*Farm der Tiere*») und im Roman («1984») in die Zukunft projizierte, was er bis auf einige vorweggenommene technische Entwicklungen beobachtet hatte.

Nichts lag Orwell ferner als das Pathos des Intellektuellen, der dem künftigen, nicht mehr «entfremdeten» Menschen kämpferisch den Weg bereitet und ihn schon durch seine Haltung, seine Werke vorwegnimmt. Orwell war beides: ein politischer Mensch – der Kritiker des Begriffes «Engagement» kämpfte für die spanische Republik – und ein privater Mensch, der im Testament das Schreiben einer Biographie verbat und vor der Politisierung aller Lebensbereiche warnte. Von der Macht der Ideologien war er ebenso fasziniert wie abgestossen. Den Intellektuellen der Linken, zu denen er sich jedoch zählte, warf er zweierlei vor: Einmal das Festhalten an veralteten Überzeugungen:

«Die Linke hat vom Liberalismus gewisse fragwürdige Überzeugungen geerbt wie jene, dass die Wahrheit siegen müsse, dass die Verfolgung sich selber zerstöre, dass der Mensch von Natur aus gut sei und nur durch die Gesellschaft und die Umwelt verdorben werde.»

Für die andere Gefahr hielt Orwell den Extremismus der Praxisfernen, denen die Vorstellung davon fehle, was einmal die Tat von ihren Gedan-

ken sein könne. Er warnte vor einer Kritik am Bestehenden, die sogleich in Orthodoxie umschlug und in Unduldsamkeit gegen jede Kritik, ja, jede Distanzierung. Wenn Linke sich als selbstlose Apostel der Gerechtigkeit fühlten, so forderte Orwell, dass sie ihr eigenes Machtstreben nicht von der Analyse ausschlossen, sondern mitbedächten. Während fünf Jahren Dienst als Militärpolizist in Burma hatte Orwell eine Kolonialherrschaft erlebt, die sich als Trägerin von etwas Höherem sah, und er übertrug seine Kritik auf jegliche Selbstgerechtigkeit.

Werk und Botschaft

Auch wenn der Intellektuelle, so sah es Orwell, ein bedeutender Forscher, ein schöpferischer Künstler war, so legitimiere seine Leistung noch längst nicht seine Meinungen. Das auf einem Gebiet mit Recht errungene Prestige lasse sich nicht auf andere Bereiche übertragen. Umgekehrt entwerfe fragwürdige, sogar verabscheuungswerte Tendenz nicht ein Werk – man darf an Hamsun, Celine, Pound denken –, das mehr und anderes enthält. So können weder beklagenswerte Meinungen ein Werk wertlos machen noch genügt umgekehrt die Grösse eines Werkes und das Bekenntnis zu Freiheit und Brüderlichkeit des Autors, um seine Meinungen zu beglaubigen. Daher schlug Orwell vor, soweit irgend möglich Autor und Bürger zu trennen:

«Wir sollten erkennen, dass die Bereitschaft, unschöne, aber notwendige Dinge zu tun, nicht verpflichtet, die Überzeugungen zu schlucken, die mit diesen Dingen Hand in Hand gehen. Wenn der Schriftsteller sich in der Politik engagiert, sollte er es als Bürger, als Mensch tun, aber nicht als Schriftsteller (. . .) Was immer er sonst im Dienst seiner Partei leisten mag, schreiben sollte er niemals für sie (. . .) Wenn etwas Geschriebenes irgend einen Wert haben soll, muss es stets das Erzeugnis des kompromisslosen Ichs sein, das sich abseits hält, das Geschehen betrachtet, seine Notwendigkeit einsieht, aber sich über seine wahre Natur keinen Täuschungen hingibt.»

Doch solche Zitate, wie prägnant sie auch sein mögen, sind niemals Orwells ganze Wahrheit, sind nicht Axiome, die sich aus den tausenden Seiten, die er geschrieben hat, als ein Orwell-Brevier sammeln lassen. Denn George Orwell steht in Widerspruch zu vielem und vielen, und oft zu sich selbst. Auch darin ist er ein Unbequemer.

In einem Essay über Charles Dickens schreibt er: *«Ich habe hier Dickens einfach in den Begriffen seiner ‚Botschaft‘ diskutiert und seine literarischen Qualitäten beinahe beiseitegelassen. Doch jeder Schriftsteller, ins-*

besondere jeder Romancier hat seine ‚Botschaft‘, ob er das zugibt oder nicht, und sein Werk ist bis in die feinsten Einzelheiten davon beeinflusst. Alle Kunst ist Propaganda. Weder Dickens noch die Mehrzahl der viktorianischen Romanciers hätten das bestritten.»

Von einem anderen englischen Schriftsteller, Gissing, sagt Orwell: *«Sein Radikalismus ist äusserst diffus, doch man weiss, dass er vorhanden ist. Das ist der Unterschied zwischen einem Moralisten und einem Politiker. Er hat keine konstruktiven Anregungen zu bieten, nicht einmal eine klare Auffassung von der Gesellschaft, die er angreift, nur die gefühlsmässige Wahrnehmung, dass da etwas nicht stimmt.»*

Ob diese Charakterisierung nicht in gewissem Sinn ein Selbstporträt ist?

Dann wiederum lesen wir Orwells Essay über Tolstoi und stellen fest, dass Orwell Tolstoi viel höher schätzte als Dickens; seine Gestalten seien nicht so eindeutig geprägt, sondern in Wandlung, undefinierbar, weshalb sie in uns rätselhaft und unvergesslich weiterleben. Orwell rühmt an Tolstois Romanen, dass sie gegen den Strich seiner Überzeugungen, seiner «Propaganda» gehen.

So ist Orwell in geistiger Bewegung, er nuanciert, korrigiert sich. Er hätte mit Montaigne sagen können: *«Ich widerspreche mir oft, aber der Wahrheit widerspreche ich nie.»*

Totalitarismus – zwei Ansichten

Ein letztes Beispiel von Widerspruch betrifft Orwells Sicht des Totalitarismus. Im Roman «1984» erscheint ein allumfassendes Machtsystem als unschlagbar, als fähig, jeden Widerstand zu brechen, sogar aus der Seele des Nichtkonformisten auszumerzen.

Im Essay über James Burnhams Buch «Die Ära der Manager» – der einstige Marxist hatte die Vision des herrschenden Proletariats auf die Manager übertragen – nimmt Orwell dem Autor seinen Glauben an eine unbesiegbare Macht übel, sieht darin ein Symptom von Burnhams eigenem Kult der Macht – worin er nicht unrecht hatte.

«Burnham war unfähig zu sehen, dass die Verbrechen und der Wahnsinn des Naziregimes auf irgend eine Weise zu seinem Zusammenbruch führen müssen. Ebenso verhält es sich bei seiner neuen Bewunderung des Stalinismus. Es ist zu früh, um zu sagen, in welcher Weise das russische Regime sich selbst vernichten wird (. . .) Doch wird dieses Regime sich entweder demokratisieren oder es wird untergehen. Das gewaltige, unbesiegbare, ewig dauernde Sklavenregime, von dem Burnham zu träumen scheint, wird nicht erreicht werden und wenn, wird es nicht dauern, denn

Sklaverei ist nicht länger eine stabile Grundlage für menschliche Gesellschaften.»

Sollen wir nun Orwell mit dem extremen Pessimismus von «1984» identifizieren oder mit dem früheren Optimismus seiner Polemik gegen Burnham? Orwell war ein hervorragender Reporter, ein scharfer Beobachter, der unablässig reflektiert, räsoniert. Er geht sowohl Erfahrungen wie Möglichkeiten nach.

Der Romancier Orwell ist nicht nur in «1984» pessimistisch. Alle seine Romane kreisen um einen Menschen – mit einer Ausnahme Männer – dessen Hoffnungen zerschellen, dessen Versuche, sein Leben zu ändern, scheitern, dessen Revolten vergeblich sind. Diese Eigenart hat *J. R. Hammond* hervorgehoben, dessen Führer durch Orwells Werk hier als einziger Titel aus einer schier unübersehbaren Sekundärliteratur genannt sei¹.

Die Essays entsprechen in dieser Hinsicht den Romanen keineswegs; schon deshalb ist es unzutreffend, Orwells Romane als Essays mit Dialogen anzusehen. Orwells Stil ist stets unverkennbar, aber seine Gedanken sind niemals vorauszusehen oder vereinfacht festzulegen. Deshalb passt zu Orwell nicht eine «Lesergemeinde». Was er bietet, das erwartet er auch vom Leser: Aufmerksamkeit und Widerstand. Er verweigert sich den Nachbetern ebenso wie jeder – derzeit recht skrupellosen – Instrumentalisierung.

Lob der Schlichtheit

Das Misstrauen des Intellektuellen Orwell gegen Intellektuelle, gegen ihre Fähigkeit, die Sprache zu manipulieren, hat als Kehrseite einen gewissen Populismus, eine Neigung, in den Traditionen und Reaktionen der «einfachen Menschen» mehr Vernunft, Redlichkeit, Instinktsicherheit zu finden als bei den so leicht in fanatischen Extremismus gleitenden Intellektuellen. Ob dieser Populismus damit zu tun hatte, dass Orwell ein Etonzögling war, die Herrschaftssprache sprach und auch durch die extrem asketischen Ansprüche an sich selber etwas erkennbar «Elitäres» an sich hatte? Seine Kritiker haben darauf hingewiesen, zum Beispiel *Anthony Burgess*, der mit einem «1985» vom Ruhm des von ihm geringgeschätzten Kollegen zehrte, aber zu denen gehört, die sagen: «*Erzählt mir nichts. Ich habe ihn ja gekannt.*»

Nun bringt jeder Schriftsteller irgendwelche besonderen Voraussetzungen mit. Sie hervorheben heisst nicht, ein Werk entlarvt oder kleingemacht zu haben. Es ist auch wahr, dass Orwell den Roman vom «*Grossen Bruder*» in Todesnähe schrieb, die seinen Ausblick verdüsterte. In Briefen an seinen Verleger Freddy Warburg weist er selber darauf hin. Doch wie

kommt es dann, dass so viele Funktionäre der Sowjetunion, der Volkdemokratien über Orwells Informiertheit staunten, über seine treffende Darstellung der Herrschaftsmechanismen, obwohl er nie in den betreffenden Ländern gewesen war? Das ist vielfach bezeugt worden, insbesondere von Czeslaw Milosz. Widerspruch kam bisher nur von Alexander Sinowjew, der noch stärker die Identität zwischen Unterdrückern und Unterdrückten in den Mittelpunkt rückt, zwischen Herrschaftsmechanismen und angenommenen Lebensformen. Doch Sinowjew spricht grundsätzlich jedem Westler und praktisch auch jedem Russen die Fähigkeit ab, so tiefe Einsichten zu besitzen wie er selber.

Was sind Ideologien für Orwell? Es sind Möglichkeiten, mittels der Sprache das Denken zu verhindern. Als solche nimmt er sie ernst, doch dahinter sieht er auch einen Willen zur Macht, der sich je nachdem dieser oder einer andern Ideologie bedient und eine innere Verwandtschaft entgegengesetzter totalitärer Ideologien. Die zahlreichen Botschaften Molotows an Persönlichkeiten des Dritten Reichs unterstrichen auch die Grösse von Hitlers System – das war vielleicht keineswegs unredlicher als die spätere Anrufung in der Stunde der Not der gemeinsamen demokratischen Prinzipien . . .

Durchgespielte Möglichkeiten

Orwell imaginiert in «1984» ein Zusammenspiel der drei sich bekriegenden Grossmächte. Für sie ist der Krieg das Mittel, um die Gesellschaft zu militarisieren und den Gehorsam im Zeichen des jeweiligen Patriotismus zu sichern. Der Wirklichkeit des Zweiten Weltkrieges entsprach diese Vision von einer funktionierenden Teilung der Welt im symmetrischen herrschaftsbefestigenden Hass nicht. Doch Orwell war weder Historiker noch Futurologe. Die Perspektive eines Schriftstellers, der Möglichkeiten durchspielt, kann nicht durch andere Erfahrungen oder Gewissheiten widerlegt werden. Ausserdem verhält es sich so, dass Orwell, auch wo er sich zu verrennen scheint, jeweils auf unbequeme Erkenntnisse stösst.

Die bedrohte Vergangenheit

In diesem Jahr wird Orwell vor allem als richtig oder falsch sehender «Zukunftsforscher» hingestellt. Das ist um so absurder, als er sich vor allem der Vergangenheit als in die Gegenwart wirkende Macht zuwendet. Wird sie weiterleben, wird sie durch Manipulation ausgelöscht oder verändert werden? Das ist das Hauptthema von «1984», konkretisiert im

ständigen Umschreiben und Neudrucken archivierter älterer Ausgaben und Zeitungen. Wer heute «Unperson» wird, war es schon immer.

Die Vernichtung der Vergangenheit, die Macht über das Gedächtnis, gilt Orwell als das entscheidende Merkmal des Totalitarismus, verglichen mit allen andern, auch autoritären, auch tyrannischen Regimes. Gleichzeitig fürchtet Orwell allerdings auch das Verschwinden des Privaten und des mit ihm verbundenen Schamgefühls. Doch muss beides zusammen-gesehen werden.

Der Mensch ohne Wurzeln, ohne Überlieferungen ist in Orwells Sicht nicht der freie, sondern der knetbare Mensch. Ohne Erinnerung weiss der Unterdrückte nicht, dass er unterdrückt ist. Ihm bleibt nicht einmal das Recht auf Unglück. Pessimismus ist verboten.

Orwell steht links, doch bekämpft er alle jene Fortschrittlichen, die meinen, man müsse die Vergangenheit wie Ballast abwerfen, um unbehindert und schnell voranzuschreiten. Es gebe unter diesen Umständen keine andere Gleichheit als die Auswechselbarkeit, keine andere Sprache als die Schablone.

Eben deshalb kämpft Orwell für die Rettung der Sprache als der Trägerin langer, auch unbewusster Erfahrung. So wird er der gegenwartsnahe, zukunftssträchtige, satirische Sprachkritiker, der Tendenzen wahrnimmt, Abwehrkräfte mobilisiert. Was aber Orwell von der Vergangenheit erwartet, das dürfen wir in bezug auf Orwell sagen: es ist fruchtbarer, zu ihm zurückzukehren, als einige seiner Sentenzen wie Pillen zu uns zu nehmen und dann – scheinbar – über ihn hinauszugehen.

Nach dem Welterfolg von «1984» wurde Orwell oft zur Ordnung gerufen, weil er nicht ohne eigene Schuld vom Antikommunismus vereinnahmt worden sei. Wenn aber heute in der Sowjetunion politische Abweichler als Geisteskranke diagnostiziert, eingewiesen, mit gefährlichen Medikamenten behandelt werden, so kommt es nicht darauf an, wer diese Praxis propagandistisch verwertet, sondern darauf, ob es sich tatsächlich so verhält.

Wer den schärfsten Kritiker der Schlagworte und Totschlagworte für einen Lieferanten solcher ansieht, sollte sich zuerst überprüfen, ob er selber mit Slogans operiert und ob er nicht Orwells Fähigkeit unterschätzt, in jeder Weise und nach allen Richtungen unbequem zu sein.

Überholt oder exemplarisch?

Heute wird «Orwell» wiederum in andere Zusammenhänge gestellt. Von einem deutschen «Orwellkalender» bis zur amerikanischen Aufsatzsammlung «1984 revisited», von *Irving Howe* herausgegeben, liegen zahllose

Bücher vor, die den Schriftsteller als Propheten der Technologie zeigen, die den «gläsernen Menschen» schafft. Das ist einseitig, aber noch keine Verfälschung. Ebensoviele Schriften wollen nachweisen, dass Orwells Vision für die vergangene Epoche Stalins und Hitlers galt, nicht mehr für die unsere. Er mag seine Zeit richtig beobachtet haben, aber für die jetzige gilt nichts davon. Das lässt sich bis zu einem gewissen Grad plausibel machen. Breschnjew, Andropow und sein Nachfolger sind nicht mehr der jeweilige «Grosse Bruder», der Liebe fordert und auch erhält – Stalin und Hitler sind ohne Folterung spontan «geliebt» worden. Die Sowjetführer sind farblose Vertreter einer bürokratischen Obrigkeit. Ihr Regime könnte als extremer Autoritarismus bezeichnet werden, nicht mehr als Totalitarismus. Doch so ganz will es mit dem «überholten Orwell» nicht klappen.

Da gibt es noch jene, die finden, dass Orwell angesichts der möglichen Vernichtung des menschlichen Lebens auf unserem Planeten noch viel zu optimistisch war, während umgekehrt andere im Blick auf die sich mobilisierenden Kräfte für den Frieden, den Widerstand, ihn als übertrieben pessimistisch abtun. Darüber zu richten ist wenig sinnvoll. Bemerkenswert ist vor allem, dass ein Autor der dreissiger und vierziger Jahre in diesem Masse prägend ist, dass er mit Für und Wider ein Bezugspunkt wurde, wie er es bisher nicht war.

Einen einsichtigen Aufsatz über Orwell hat *Kurt Meyer-Herzog* geschrieben, der zuvor die schottische Insel Jura besucht hat, auf der Orwell während seiner Krankheit fast bis zuletzt gelebt hat. Hier wird seine Eigenart treffend definiert:

«Für die Engländer bedeutet das Adjektiv ‚orwellsch‘ nicht bloss die Stimmung der düsteren Vision von ‚1984‘. ‚Orwellsch‘ meint vor allem die besondere Art seiner Essays, die sich durch eigene Erfahrung, humanes Denken, Sinn für Gerechtigkeit, ‚common sense‘ und moralische Unbestechlichkeit auszeichnen» («Basler Zeitung», 30. Dezember 1981).

Die Furcht vor Selbstgerechtigkeit, vor Schaffung eines «Feindbildes» bewegt viele Orwellkommentatoren, insbesondere in der Bundesrepublik – in Frankreich verhält es sich anders. Da wird nun die Vision des «Grossen Bruders» auf alles Erdenkliche bezogen, niemals auf kommunistische Führerstaaten wie etwa Rumänien, Albanien, Nordkorea. Eine der Seiten, die das «*Allgemeine Deutsche Sonntagsblatt*» dem Orwelljahr gewidmet hat, nennt die Kreuzzüge, die Inquisition, das jüdisch-christliche Gottesbild, das sei der schreckliche, alles sehende «Grosse Bruder». Der Verfasser des Beitrags, *Theo Wrege*, fragt sich, ob Juden und Christen für diese «*Entgleisung ihres Gottesbildes*» verantwortlich seien. Der Sprachkritiker Orwell hätte zunächst in dieser verunglückten Metapher eine Entgleisung des Autors festgestellt.

Doch liessen sich ebensogut fünfzig andere Beispiele geben. Wir wollen festhalten, dass Orwell nicht wie *Aldous Huxley* in «*Brave new world*» Gentechnik geahnt hat – ihn haben weit mehr Swifts Satire und die Zukunftsromane von H. G. Wells beeinflusst, ferner entscheidend *Arthur Koestlers* «*Sonnenfinsternis*», der Roman, der den Mechanismus der Geständnisse in den Schauprozessen psychologisch erhellte. Die Behauptung, dass die Kernkraft, die Computer, die Informatik eine Steigerung des Totalitären bedeuten, hätte der Beobachter totaler Staaten, die ohne all das auskamen, jedenfalls nicht unbesehen übernommen. Noch weniger hätte ihn beeindruckt, dass manche deutsche Politologen den Begriff «Totalitarismus» nicht mehr gestatten.

Mit Selbstgerechtigkeit, mit Feindbildern hat das bei Orwell nichts zu schaffen. Die psychologische Bereitschaft zur «*servitude volontaire*», die Verführbarkeit, die Ansätze zur systematischen Lüge, zum Verderben der Sprache – all das hat Orwell in seiner eigenen Welt beobachtet. Schliesslich spielen «*Farm der Tiere*» und «*1984*» in England.

Bei so vielen Missverständnissen und Missdeutungen wäre zu überlegen, ob 1984 nicht das Jahr eines Moratoriums sein sollte. Während des ganzen Jahres dürfte das Wort «*Orwell*» nur verwendet werden, soweit es sich auf George Orwells eigene Schriften bezieht. Dieser Wunsch ist freilich eine Utopie – aber wenigstens keine schwarze.

¹J. R. Hammond A George Orwell Companion. A guide to the novels, documentaries and essays. Macmillan London 1982. Einführung, mit alphabetisch geordneten Stichworten, in Leben und Werk.

Der Diogenes Verlag veröffentlichte die Werke von George Orwell in 11 Bänden in Kasette.

Die Kenntnis der vier Bände «*Essays, Journalism and Letters*», London 1968 – keine Gesamtausgabe, jedoch eine umfangreiche Auswahl – bleibt die Voraussetzung für jede eingehendere Beschäftigung mit George Orwell.